

# Zeitgenossenschaft als Auftrag

## Ein Denkbild des späten Hofmannsthal

*Mathias Mayer*

Adorno hat ausgerechnet Mörike einen »geschichtsphilosophischen Takt« bescheinigt, »wie ihn kaum ein Dichter deutscher Sprache im selben Maße besaß«. <sup>1</sup> Für einen in der Überfülle historischer Annäherungen und Maskeraden so virtuoson Autor wie Hugo von Hofmannsthal wird dies nicht in gleichem Maß gelten. Von Anfang an ist hier das Raffinement der Verwandlungen und Adaptionen zu beobachten; schon das Erstlingswerk des Siebzehnjährigen, *Gestern*, verdankt sich einer imaginären Einfühlungskraft, die die psychologischen Differenzierungen der Moderne um 1900 in die Spielform der Renaissance zu bringen vermag. Es scheint geradezu zum Profil Hofmannsthalschen Schreibens zu gehören, dass sich seine Phantasie einer imaginären Einfühlung in andere Kulturen und Zeiträume verdankt, sei es die Antike, der Orient oder das Venedig des 18. Jahrhunderts. Aber dabei handelt es sich nicht allein um eine im wörtlichen und übertragenen Sinn erlesene, weltliterarisch gebildete souveräne Projektion, sondern Hofmannsthals so gut wie immer vermittelte Art des Dichtens umfasst stets auch die Reflexion ihres eigenen Vorgehens. Dass der Dichter als Figur der Moderne eine Gestalt gleichsam ohne Lider ist, dass er dazu verurteilt ist, alles um ihn herum in sich aufzunehmen, nichts den Eintritt zu verwehren, durchzieht als Argumentationsmuster viele seiner essayistischen Texte. In dem 1906 gehaltenen Vortrag *Der Dichter und diese Zeit* handelt er ausführlich davon, wie sehr ihm die Gegenwart »in einer unbeschreiblichen Weise durchwoben mit Vergangenheit« sei:

In den Poren seines Leibes spürt er das Herübergelebte von vergangenen Tagen, von fernem nie gekannten Vätern und Urvätern, verschwundenen Völkern, abgelebten Zeiten; sein Auge, wenn sonst keines, trifft noch – wie könnte er es wehren? – das lebendige Feuer von Sternen, die längst der eisige Raum hinweggezehrt hat. Denn dies ist das einzige Gesetz, unter dem er steht: keinem Ding den Eintritt in seine Seele zu wehren und was ein Mensch ist, ein lebendiger, der die Hände gegen ihn reckt, das ist ihm, nichts fremderes, der flimmernde Sternenstrahl, den vor dreitausend Jahren eine Welt entsandt und der heute das Auge ihm trifft, und im Gewebe seines Leibes das Nachzucken uralter, kaum mehr zu messender Regung. Wie der innerste Sinn aller Menschen Zeit und Raum und die Welt der Dinge um sie her schafft, so schafft er aus Vergangenheit und Gegenwart, aus Tier und Mensch und Traum und Ding, aus Groß und Klein, aus Erhabenem und Nichtigem die Welt der Bezüge. <sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> *Theodor W. Adorno*: Rede über Lyrik und Gesellschaft, in: T.W.A.: Noten zur Literatur. Gesammelte Schriften, Band 11, hg. von Rolf Tiedemann, Darmstadt 1998, S. 49–68, hier S. 63.

<sup>2</sup> *Hugo von Hofmannsthal*: Der Dichter und diese Zeit, in: H.v.H.: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe. Veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift, hg. von Rudolf Hirsch u.a., Band

Dieses Bild des Dichters zeichnet ihn als aktiven Gestalter wie auch als passiv Betroffenen, der freiwillig oder unfreiwillig der herandrängenden Fülle der Eindrücke ausgeliefert ist, bei denen es eben keine Rolle spielt, ob sie der eigenen Gegenwart oder einer sogenannten Vergangenheit angehören. Dieselbe Grenzverwehrung gilt für die Unterscheidung von innerer und äußerer Wirklichkeit, von Mensch, Tier und Ding – Gedanken, die nicht zuletzt sogar in Hofmannsthals Lyrik schon gespiegelt worden waren, am Ende von *Manche freilich...* oder in den *Terzinen*.<sup>3</sup> Die in der Rede von 1906 gefundene Formel von der »Welt der Bezüge« leistet dabei etwas Besonderes, das als Linie im gesamten Werk eine Rolle spielt – bis hin in die letzten Jahre Hofmannsthals, die in einer problematischen Weise mit der Konzeption, eher mit den Stich- und Schlagworten wie der »konservativen Revolution« behaftet geblieben sind. Es ist nicht zu übersehen, dass dabei aber ein zweites, ein zeitliches Bewusstsein zu berücksichtigen ist, das tief in Hofmannsthals Frühzeit, aber auch in seine Poetik zurückgreift. Denn der in der Rede von 1906 bildmächtig formulierte Gedanke vom »flimmernde[n] Sternenstrahl, den vor dreitausend Jahren eine Welt entsandt oder der heute das Auge ihm trifft«, ist nicht bloß eine gelehrte Reminiszenz etwa der Strophe aus dem *West-östlichen Divan*, in der es heißt:

Wer nicht von dreitausend Jahren  
Sich weiß Rechenschaft zu geben,  
Bleib' im Dunkeln,  
Mag von Tag zu Tage leben.<sup>4</sup>

Hofmannsthals Vision von der kosmischen Präsenz eines Geschehens, das dreitausend Jahre braucht, um von einem fernen Stern in die Gegenwart gebracht zu werden, hat ihn früh beschäftigt: Schon in einer Aufzeichnung des Jahres 1892 staunt er über die »Geschwindigkeit des Lichts: der Stern, wo man jetzt gerade dem Gastmahl des Heliogabal zusehen kann...«.<sup>5</sup> Drei Jahre später heißt es »Dem Stern ein längst Gewesenes heute gegenwärtig«.<sup>6</sup> Dem Freund Edgar Karg von Bebenburg schreibt er am 22. August 1895: »Es gibt Sterne, zu denen in dieser jetzigen Stunde sich die Schwingungen einfänden, die vom Speer ausgingen, mit dem ein römischer Soldat unsern Heiland in die Seiten gestoßen hat. Für diesen Stern ist jenes einfach Gegenwart«.<sup>7</sup> Diese Vorstellung von einer kosmischen Präsenz –

XXXIII: Reden und Aufsätze 2, hg. von Konrad Heumann und Ellen Ritter, Frankfurt a.M. 2009, S. 127–148, hier S. 138.

<sup>3</sup> Ebd., Band I: Gedichte 1, hg. von Eugene Weber, Frankfurt a.M. 1984, S. 54 und 45 f., 48 f.

<sup>4</sup> *Johann Wolfgang Goethe*: Und wer franzet oder britet, in: *Goethes Werke*, hg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, 1. Abteilung, Band 6, Weimar 1888, S. 110.

<sup>5</sup> *Hugo von Hofmannsthal*: [Aufzeichnungen aus dem Nachlass], in: H.v.H.: *Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden*, Band [X]: Reden und Aufsätze 3, hg. von Bernd Schoeller und Ingeborg Beyer-Ahlert in Beratung mit Rudolf Hirsch, Frankfurt a.M. 1980, S. 311–595, hier S. 344.

<sup>6</sup> Ebd., S. 403.

<sup>7</sup> *Hugo von Hofmannsthal – Edgar Karg von Bebenburg*: Briefwechsel, hg. von Mary E. Gilbert, Frankfurt a.M. 1966, S. 92–95, hier S. 93.

»zum Raum wird hier die Zeit« (Wagner, *Parsifal*) – hat Hofmannsthal wieder und wieder beschäftigt, sie bildet einen zentralen Aspekt einer Weltanschauung, die dem Dichterischen eine universale Verpflichtung auferlegt, diejenige nichts auslassen zu dürfen – ein Gedanke, den Hofmannsthal als Schlusszitat ans Ende seines aphoristischen *Buches der Freunde* gestellt hat: »Herrliches Wort von Poussin, am Ende seines Lebens: Je n'ai rien négligé.«<sup>8</sup> Vermutlich greift Hofmannsthal dabei auf eine sogar populäre Vorstellung seiner zeitgenössischen Astronomie zurück, deren Konsequenzen allerdings erst nach und nach ins Bewusstsein traten. 1874, im Jahr von Hofmannsthals Geburt, war auf Deutsch ein schmales Büchlein erschienen, *Die Gestirne und die Weltgeschichte. Gedanken über Zeit, Raum und Ewigkeit* von Felix Eberty. Bereits 1847 anonym in Breslau gedruckt, hatte es in englischer Raubübersetzung schon seinen Weg in eine internationale Verbreitung gefunden, in *Lumen* von Camille Flammarion und in Richard Proctors Bestseller *Other Worlds than Ours*.<sup>9</sup> Eberty ruft das neuere Wissen in Erinnerung, wonach der hellste Stern des Centaurus etwa vier Billionen Meilen von uns entfernt sei, so dass sein Lichtstrahl in drei Jahren zu uns gelangt. »Das heißt: derjenige Glanz, mit welchem dieser Stern heut unser Auge trifft, ward von demselben nicht heut erst entwickelt und ausgesendet, sondern bereits vor drei Jahren.«<sup>10</sup> Mit seiner daraus entwickelten Theorie einer Relativität der Zeit ist Eberty eine Instanz, die auf das Interesse von keinem Geringeren als Albert Einstein gestoßen ist, der die kleine Schrift 1923 noch einmal herausbrachte und mit einer Einleitung versah. Eberty liefert fast eine Vorlage für die staunenden Beobachtungen des jungen Hofmannsthal:

Die Sonne sehen wir nicht, wie sie jetzt ist, sondern wie sie vor 8 Minuten war, – den Jupiter wie er vor 52 Minuten, den Uranus wie er vor länger als 2 Stunden, [...] die Wege wie sie vor 12 Jahren, und den Stern zwölfter Größe endlich, wie er vor 4000 Jahren war.<sup>11</sup>

Vor allem ist bei Eberty aber schon die Umkehrung angelegt, wonach nicht nur die Erde sozusagen das Zentrum kosmischer Bewegungen ist, die hier gesammelt wurden, sondern wonach der Weltraum zum universalen Archiv der Weltgeschichte geworden ist, in dem das Vergangene der Geschichte bei ungenügend großer Entfernung jetzt erst als Lichtstrahl ankommt:

Will man z.B. Luther auf der Reise nach Worms erblicken, so muß man sich in einer Sekunde auf einen Fixstern versetzen, von welchem das Licht dreihundert Jahre (oder so-

<sup>8</sup> *Hugo von Hofmannsthal*: Buch der Freunde, in: H.v.H. (wie Anm. 5), S. 233–299, hier S. 299.

<sup>9</sup> *Karl Clausberg*: Zwischen den Sternen: Lichtbildarchive. Was Einstein und Uexküll, Benjamin und das Kino der Astronomie des 19. Jahrhunderts verdanken, Berlin 2006. – *Hans-Gerd Koch*: Franz Kafka und die Veränderung der Wahrnehmung von Raum, Zeit und Bewegung, in: Kafka und Prag. Literatur-, kultur-, sozial- und sprachhistorische Kontexte, hg. von Peter Becher u.a. (Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert, Band 3), Köln u.a. 2012, S. 265–273.

<sup>10</sup> *Felix Eberty*: Die Gestirne und die Weltgeschichte. Gedanken über Zeit, Raum und Ewigkeit, o.O. 1874, S. 3 f.

<sup>11</sup> Ebd., S. 7.

viel mehr oder weniger) bedarf, um bis zur Erde zu gelangen, und dieselbe wird von dort aus in der Lage und mit den handelnden Personen erscheinen, wie sie zur Zeit der Reformation sich zeigte.

Vor dem Blicke eines Beschauers, der auf einem anderen Fixstern sich befindet, erscheint gegenwärtig Jesus Christus auf Erden, und verrichtet seine Wunderthaten, und fährt auf zum Himmel – und so kann durch den Lauf der Jahrhunderte abwärts bis auf die neueste Zeit jeder vergangene Augenblick wieder in die Gegenwart zurückgerufen werden.

Wie ein ewig unzerstörbares und unbestechliches Archiv, dessen Inhalt lauterste unmittelbarste Wahrheit ist, umschließt auf diese Weise der Weltenraum die Bilder des Vergangenen.

Die Bilder aller geheimen Thaten, die geschahen, leben unauslöschlich und unverilgbar von Ewigkeit zu Ewigkeit [...]. Nicht nur hienieden auf der Erde läßt die Mordthat ihre unauslöschlichen Blutspuren zurück, – auch in den Räumen des Weltalls spiegelt das Verbrechen sich weiter und weiter.<sup>12</sup>

Eine direkte Auseinandersetzung Hofmannsthals mit Ebert ist wohl nicht nachweisbar. Aber es gab auch andere Überlegungen, weitere Impulse und Quellen, die Hofmannsthals Zeitverständnis geprägt oder begleitet haben. Etwa die Schillersche Formulierung vom »Zeitbürger« hat ihn durchaus beschäftigt, auch wenn Hofmannsthal dann gerade eine Zeitbürgerschaft in vielen Konstellationen erprobt hat. In der Schrift *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* hatte Schiller im 1. Brief geschrieben:

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben, und für ein andres gearbeitet haben. Man ist eben so gut Zeitbürger, als man Staatsbürger ist; und wenn es unschicklich, ja unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gewohnheiten des Zirkels, in dem man lebt, auszuschließen, warum sollte es weniger Pflicht seyn, in der Wahl seines Wirkens dem Bedürfniß und dem Geschmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?<sup>13</sup>

Noch eine andere Theorie der Zeitbürgerschaft, der Gleichzeitigkeit oder Nachzeitigkeit, mag Hofmannsthal begegnet sein, der ja schon erstaunlich früh ein Kierkegaard-Leser gewesen war. In den 1844 erschienenen *Philosophischen Brosamen* denkt Kierkegaard über das Verhältnis von Lehrer und Schüler nach, insbesondere in Bezug auf Sokrates einerseits und Christus andererseits. Vor allem im Licht der von Kierkegaard geforderten Paradoxie des Glaubens bestreitet er den nach »normalem«, doxalen Denken erwartbaren Vorteil der Gleichzeitigkeit: Denn für den Glauben, bei dem es auf die Probe ankommt, das gerade nicht selbst Sichtbare, das Nicht-Einsehbare dennoch zu glauben, besteht der Vorteil einer Gleichzeitigkeit eben nicht; die Gewissheit des Glaubens wäre nicht über die Augen, die direkte Anschauung des Lehrers zu erreichen, sondern erst aus dem Abstand: »Der Gleichzeitige kann ungeachtet dessen der Nicht-Gleichzeitige sein« bzw. umgekehrt, der

<sup>12</sup> Ebd., S. 16 f.

<sup>13</sup> *Friedrich Schiller*: *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* in einer Reihe von Briefen, in: F.S.: Nationalausgabe, begründet von Julius Petersen, hg. von L. Blumenthal und Benno von Wiese, Band XX: Philosophische Schriften, 1. Teil, hg. von Benno von Wiese und Helmut Koopmann, Weimar 1962, S. 309–412, hier S. 311.

Spätere, der Nicht-Gleichzeitige ist im Sinne des Glaubensparadoxes der eigentlich Gleichzeitige, derjenige, der aus der Nicht-Unmittelbarkeit heraus den entscheidenden Glaubensbeweis leistet.<sup>14</sup>

Letztlich waren es aber wohl nicht die astronomischen, geschichtsphilosophischen oder theologischen Perspektiven der Konstellation, die Hofmannsthal beschäftigt haben, sondern es ist die poetische Potenz einer kosmischen Verbundenheit, einer Diffusion von Nähe und Ferne, von Gegenwart und Vergangenheit, die ihn gefesselt hat. Sicherlich sind in diesem gleichsam archäologischen Modell unterschiedlicher und doch zusammengehöriger Seinsschichten auch psychologische Momente beteiligt, ausgehend von der wiederum sehr frühen Beobachtung: »Wir sind mit unsrem Ich von Vor-zehn-Jahren nicht näher, unmittelbarer eins als mit dem *Leib* unserer Mutter. Ewige *physische* Kontinuität«. <sup>15</sup> Aber im Hinblick auf den späteren Hofmannsthal ist es dann eher die politische, die ethische Seite jenes Zusammenhangs, die sich in den Vordergrund schiebt. Sie ist zweifellos dem radikalen Bruch geschuldet, den gerade für Hofmannsthal der Erste Weltkrieg dargestellt hat, als völlige Verschiebung aller bekannten und erprobten Koordinaten.<sup>16</sup> Diese politisch-ethische Neubestimmung der Konstellation, der stellaren »Welt der Bezüge« zu beschreiben ist jedoch vor allem deshalb von Gewicht, weil sich damit die Raumzentriertheit von Hofmannsthals späterer Zeit relativieren lässt.

Der konservative Charakter der späten Texte Hofmannsthals ist nicht zuletzt der Rezeptionsgeschichte seiner berühmten Münchner Rede vom 10. Januar 1927 geschuldet, die als ein rhetorisch gefeiltes Werk einen Vermächtnischarakter angenommen hat. Dafür war nicht nur der frühe Tod des Autors im Juli 1929 verantwortlich, der gerade dem zuletzt fast strategisch verteilten Text den Charakter eines letzten Wortes zu verleihen schien. Dass gerade die erst im Schlussabschnitt aufgegriffene Formel von der »konservativen Revolution« wie ein Schlagwort fortan mit der Aufnahme der Rede verbunden wurde,<sup>17</sup> ist zwar sicherlich ihrer kunstvoll herbeigeführten Pointe, aber zugleich einer zugespitzten Lektüre zu verdanken, etwa auf Kosten jener wenige Seiten davor entwickelten Formel von der »produktiven Anarchie«.<sup>18</sup>

Auch wenn an dieser Stelle natürlich die Komplexität und Problematik der Rede einer »konservativen Revolution« bei Hofmannsthal nicht entfaltet werden kann,<sup>19</sup> so ist doch nicht zu übersehen, dass diese Formel im Kontext jenes idea-

---

<sup>14</sup> Sören Kierkegaard: Philosophische Brosamen und Unwissenschaftliche Nachschrift, hg. von Hermann Diem und Walter Rest, München 1976, bes. S. 77–81, hier S. 81.

<sup>15</sup> Hofmannsthal (wie Anm. 5), S. 376.

<sup>16</sup> Vgl. Mathias Mayer: Der Erste Weltkrieg und die literarische Ethik. Historische und systematische Perspektiven (Ethik – Text – Kultur, Band 4), München 2010.

<sup>17</sup> Hugo von Hofmannsthal: Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation, in: H.v.H. (wie Anm. 5), S. 24–41, hier S. 41.

<sup>18</sup> Ebd., S. 31.

<sup>19</sup> Vgl. dazu: Stefan Breuer: Anatomie der Konservativen Revolution, Darmstadt <sup>2</sup>1995. – Roland Haltmeier: Zu Hofmannsthals Rede »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation«,

len »Geistraumes« zu sehen ist,<sup>20</sup> der auch den Titel der Rede geprägt hat. Hier bestehen nur vordergründige Allianzen zu jenem Denken des Raums als Landschaft oder Stamm, das Hofmannsthal nicht ohne Faszination bei Josef Nadler verfolgt hatte.<sup>21</sup> Hofmannsthal übersah indessen die Gefahr des Determinismus nicht, in seinen nachgelassenen Aufzeichnungen über Nadler insistiert er auf dem »Nichts ist abgetan – nichts beendet«, auf »fortwirkender Vergangenheit«.<sup>22</sup>

Der Gefahr, Hofmannsthals Engagement nach 1918 als ein solches unterschiedlicher Raumkonzepte festzuschreiben, bei denen der Verlust einer österreichischen Identität mit einer Orientierung an einer deutschen Wirklichkeit einerseits, einer Europaidee andererseits beteiligt ist, wäre nun eine Auseinandersetzung mit der Zeitgenossenschaft entgegenzustellen, bei der das eingangs dargelegte Denken in kosmischen Zusammenhängen in eine neue Phase gerät. Entscheidend ist dafür das Erlebnis des Ersten Weltkriegs gewesen, das in dem Fragment gebliebenen Drama *Herbstmondnacht* auf die Formel gebracht wurde »Der Krieg war der Versuch der Alten die Jungen zu ermorden«.<sup>23</sup> Die zeitgenössisch im Expressionismus vielfach psychologisch zugespitzte Problematik des Vater-Sohn-Konflikts erweitert sich hier zu einem Feld zwischen den Generationen, das Hofmannsthal nun mit einer politisch-ethischen Ausrichtung an jene schon früh belegte Phantasie des kosmischen Raumes anschließt. Ein entscheidendes und anschauliches Stichwort

---

in: Hofmannsthal Blätter 17, 18 (1977), S. 298–310. – Lorenz Jäger: Neue Quellen zur Münchener Rede und zu Hofmannsthals Freundschaft mit Florens Christian Rang, in: Hofmannsthal Blätter 29 (1984), S. 3–29. – Gerhard R. Kaiser: »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation«? Zum Problem der Tradition – im Blick auf Hugo von Hofmannsthal, in: Acta Germanica 24 (1996), S. 3–63. – Werner Köster: »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation«. Zur Restitution der symbolischen Vergesellschaftung bei Hugo von Hofmannsthal, in: Kulturelle Enteignung – Die Moderne als Bedrohung, hg. von Georg Boltenbeck und Werner Köster, Wiesbaden 2003, S. 111–125. – Roman Kopriva: [...] und dann noch ein ganz unsinniges Thema gewählt [...]. Zur tschechischen Übersetzung von Hugo von Hofmannsthals Schrifttumsrede: Durchblick, in: Studia Minora Facultatis Philosophicae Universitatis Brunensis R 13 (2008), S. 101–122. – Jaques LeRider: Hugo von Hofmannsthal. Historismus und Moderne in der Literatur der Jahrhundertwende, Wien 1995, bes. S. 273–280. – Jeong Ae Nam: Das Religiöse und die Revolution bei Hugo von Hofmannsthal, München 2010, S. 151–162. – Ute Nicolaus: Souverän und Märtyrer. Hugo von Hofmannsthals späte Trauerspieldichtung vor dem Hintergrund seiner politischen und ästhetischen Reflexionen, Würzburg 2004, S. 58–81. – Oswald von Nostitz: Zur Interpretation von Hofmannsthals Münchener Rede. Anhang: Exkurs über Hofmannsthals Stellung zum Anschluß, in: Für Rudolf Hirsch. Zum siebzigsten Geburtstag am 22. Dezember 1975, Redaktion J. Hellmut Freund, Frankfurt a.M. 1975, S. 261–278. – Karl Pestalozzi: Zur Problematik von Hofmannsthals Schrifttumsrede, in: Basler Hofmannsthal-Beiträge, hg. von K.P. und Martin Stern, Würzburg 1991, S. 241–249. Der Verfasser bereitet die Edition der Rede im Rahmen der Gesamtausgabe vor.

<sup>20</sup> Hofmannsthal (wie Anm. 17), S. 40.

<sup>21</sup> Werner Volke: Hugo von Hofmannsthal und Josef Nadler in Briefen, in: Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 18 (1974), S. 37–88.

<sup>22</sup> Hugo von Hofmannsthal: Zu Josef Nadlers »Literaturgeschichte«, in: H.v.H. (wie Anm. 5), S. 147–151, hier S. 148 und 147.

<sup>23</sup> Hugo von Hofmannsthal: Herbstmondnacht, in: H.v.H. (wie Anm. 2), Band XIX: Dramen 17, aus dem Nachlass hg. von Ellen Ritter, München 1994, S. 46–69, hier S. 63.

für diese nach dem Weltkrieg erkennbare Zusammenführung der Welt ist dasjenige der »planetarischen Kontemporaneität«, das in einem der für eine amerikanische Zeitschrift geschriebenen *Wiener Briefe* 1923 erscheint, nicht zufällig im Rahmen einer Hommage für einen amerikanischen Autor:

Es ist das das wahrhaft Großartige an der Gegenwart, daß so viele Vergangenheiten in ihr als lebendige magische Existenzen drinliegen, und das scheint mir das eigentliche Schicksal des Künstlers: sich selber als den Ausdruck einer in weite Vergangenheit zurückführenden Pluralität zu fühlen – neben jener Pluralität in die Breite, jener planetarischen Kontemporaneität, deren Ausdruck bei Whitman so genial ist.<sup>24</sup>

Hier geht es nicht mehr um kosmisch ausgreifende Phantasien, in denen eine ferne Vergangenheit heran»gezoomt« wird, sondern um ein Phänomen, das man als Frühform einer Globalisierungserfahrung beschreiben könnte. Hofmannsthal hat darauf vielfach reagiert – so positioniert sich die von ihm begründete Zeitschrift *Neue Deutsche Beiträge* als ein Teil dieses Gesprächskonzepts: »Man will heute keinen anderen Zusammenhang für wirklich anerkennen als den der Gleichzeitigkeit, und auch diese Beiträge dürfen sich von einem solchen Zusammenhang nicht ganz absondern. Denn sie wollen doch als Zeitschrift ihren Platz in der Zeit«, heißt es in den Anmerkungen des Herausgebers zum ersten Heft.<sup>25</sup> Wieder in der Diskussion eines amerikanischen Kollegen, Eugene O'Neills, heißt es dann »man lernt stets an der Arbeit eines Zeitgenossen, und wir laufen alle nach dem gleichen Ziel.«<sup>26</sup> In diesen Horizont zeitgenössischer Wahrnehmung gehört ferner die Auseinandersetzung mit dem Film, »welcher zwischen den so verschiedenen Welten der Erde vermittelt und sie alle durch das geheimnisvolle Gefühl der Kontemporaneität zusammenhält.«<sup>27</sup> Diese Vision einer Gleichberechtigung betrifft überdies die Sicht auf das persönliche Schicksal, es geht um einen universalen Anspruch auch individueller Entwicklungsstufen, so etwa in den 1925 entwickelten Gedanken über »Goethe oder über die Lebensalter«: »Der enge Begriff des Lebensalters wie der der Nation kann erweitert werden: jedes Lebensalter ist Gegenwart, ist also *alles*, was uns gegeben ist, und muß zum Ganzen ausgeweitet werden.«<sup>28</sup> Das Lebensalter als Ganzes gedacht – damit verfolgt Hofmannsthal jene Spur der Gleichzeitigkeit weiter, die als ebenso geheimnisvoll wie bedeutend gewertet wird. »Gleichzeitigkeit« heißt auch, dass unterschiedliche Stufen aus einer geschichtsphilosophischen Rang-

<sup>24</sup> *Hugo von Hofmannsthal*: Wiener Brief [III], in: H.v.H. (wie Anm. 5), Band [IX]: Reden und Aufsätze 2, hg. von Bernd Schoeller in Beratung mit Rudolf Hirsch, Frankfurt a.M. 1979, S. 285–294, hier S. 289.

<sup>25</sup> *Hugo von Hofmannsthal*: »Neue Deutsche Beiträge«, in: H.v.H. (wie Anm. 24), S. 197–206, hier S. 199.

<sup>26</sup> *Hugo von Hofmannsthal*: Eugene O'Neill, in: H.v.H. (wie Anm. 24), S. 213–219, hier S. 213.

<sup>27</sup> *Hugo von Hofmannsthal*: Wiener Brief [V], in: H.v.H. (wie Anm. 24), S. 317–324, hier S. 317. – Vgl. *Heinz Hiebler*: Hugo von Hofmannsthal und die Medienkultur der Moderne, Würzburg 2003.

<sup>28</sup> *Hugo von Hofmannsthal*: Anrede an die Normaliens. Über Goethe oder über die Lebensalter, in: H.v.H. (wie Anm. 5), S. 575–578, hier S. 576 f.

folge oder Bewertung herausgenommen werden und in ein Ensemble der Gleichberechtigung aufgenommen werden. Damit zeichnet sich eine Relativierung der Geschichte ab, – das zeitliche Nebeneinander gewinnt an eigenständiger Bedeutung. Zeitgleichheit wird als Schicksalsgemeinschaft verstanden, – d.h. räumliche und soziale Differenzierungen verlieren an Gewicht. Dies ist umso weniger banal als ein Blick in die Geschichte das wenig Selbstverständliche solcher Koinzidenzen zeigt. Dazu heißt es im Oktober 1925:

X. – Synchronismus. Büchners Sachen erscheinen während Goethe noch am Leben ist oder kurz nach dessen Tode, Laubes ›Junges Europa‹ 1833–37, Rankes ›Päpste‹ und Schopenhauers Hauptwerke noch bei Goethes Lebzeiten; ebenso Heines und Immermanns erste Sachen; Heinse stirbt erst 1803, Klopstock auch, 1806 im Jahr nach Schillers Tod, erfolgt Hölderlins Verschwinden. – Was uns fehlt, sind genaue, geistreiche synchronistische Tabellen.<sup>29</sup>

Synchronizität oder Gleichzeitigkeit sind damit nicht banal, nicht selbstverständlich, sondern überraschend, frappierend mitunter, und deshalb müssen sie erst bewältigt oder geleistet werden.

Hofmannsthal sucht nach nicht weniger als einem sinnhaften Umgang mit diesem Phänomen, der auch sein Verständnis von Freundschaft geprägt hat. Was er 1919 an Carl Jacob Burckhardt schreibt: »Der Contact mit Ihnen, wie mit jeder bedeutenden neuen Figur (bedeutend auch durch ihren Hintergrund) macht mich vieles neu sehen. Dies ist der Sinn der Contemporaneität«,<sup>30</sup> geht als abstraktere Maxime ins *Buch der Freunde* ein: »Jede neue bedeutende Bekanntschaft bewirkt Auseinanderfallen und neue Integration«. <sup>31</sup>

Kontemporaneität als ›Sinn‹, als Aufgabe – und nicht als bloßer Zufall, das ist dann auch die Herausforderung, die Hofmannsthals Umgang mit der Geschichte, genauer noch: mit der Lebensgeschichte anderer darstellt. Dabei ist seine Auseinandersetzung mit der Geschichte allenfalls als poetische fruchtbar geworden, wobei die Quellen von Plutarch und Herodot bis zu den großen, vielgelesenen Historiographen des 19. Jahrhunderts reichen. Was Hofmannsthal dabei als eine Art »Prinzip« der Geschichte versteht, als Annäherung an das im ursprünglichen Sinn Ent-Fernte: »Das vergangene Geschehen (Geschichte) erscheint als ein Gegenwärtiges, wenn alle Umstände (alle Züge der Gestalt) erfaßt, d.h. vergegenwärtigt werden«<sup>32</sup> – dieses Prinzip betrifft Hofmannsthal auch in seiner Beschäftigung mit der Form der Biographie. Um welch heikles Gelände es sich dabei handelt, wird immer wieder reflektiert, vor allem in einer Art Sammelrezension von vier Biographien, die 1926 geschrieben wurde. »Es gibt kein gewagteres Unterneh-

<sup>29</sup> Hofmannsthal (wie Anm. 5), S. 580.

<sup>30</sup> Hugo von Hofmannsthal – Carl J. Burckhardt: Briefwechsel, hg. von C.J.B. und Claudia Mertz-Rychner, Frankfurt a.M. 1991, S. 18.

<sup>31</sup> Hofmannsthal (wie Anm. 8), S. 248.

<sup>32</sup> Hofmannsthal (wie Anm. 5), S. 581.

men«, heißt es da, »als den Versuch, ein Individuum darzustellen«. <sup>33</sup> Wie sehr dabei Fremd- und Selbstbegegnung zusammenhängen, wie sehr der historische Abstand zu einer imaginären Synchronizität umgedacht wird, geht aus dem Schluss des Textes hervor:

Welche Art von Interesse aber ist es, mit dem wir diesen Lebensläufen folgen, an denen das Schicksal und das Individuum gleichen oder ungleich geteilten Anteil haben? Unsere Anteilnahme ist eine tiefere, als die wir an Abenteuern oder erfundenen Begebenheiten nehmen; sie wurzelt in unserer tiefsten Region. Sie vollzieht sich in einem unaufhörlichen Zurückgehen auf unser Selbst. Die Aufmerksamkeit, mit der wir diesen fremden Leben folgen, ist zugleich eine halbe, wo nicht eine völlige Erhellung sehr großer Räume in uns selbst, deren Vorhandensein uns kaum bekannt war. Wir loten unsere eigene Tiefe aus, wir ahnen unsere zweite Wirklichkeit – durch Übertragung. <sup>34</sup>

Die Überlegungen zur Gleichzeitigkeit und ihrer schicksalhaften Verpflichtung wollte Hofmannsthal dann in einen imaginären Brief einbringen, den er auf Anregung von Katharina Kippenberg zu schreiben vorhatte. Zuerst war von einem Adressaten ungefährer Art die Rede, »den Brief möchte ich an einen ungenannten nur etwa mit einem Anfangsbuchstaben zu bezeichnenden Altersgenossen richten, etwa an einen halb imaginären Martin Buber«. <sup>35</sup> Wenig später soll es schon ein »Brief über die Generationen (An einen gleichaltrigen Freund)« sein. <sup>36</sup> In den wenigen erhaltenen Notizen ist dann der Text als *Brief an einen Gleichaltrigen* deklariert, <sup>37</sup> in dem ausdrücklich »das Problem der ›Zeit‹ als des geistigen Lebensraumes« verhandelt werden sollte. Dabei kreuzen sich die Linien der Gleichzeitigkeit – »Eines Freundes Dasein gibt Maß« – mit denen der Ungleichzeitigkeit, der Generationenfolge:

Die Jugend die das Lösewort des Rätsels bringt: die nächst-jüngeren. Alles liegt an der Endsituation.

Das Geheimnis der Verbundenheit ist Kampfgemeinschaft Todesgemeinschaft: wir haben zusammen einen Kampf auszukämpfen dessen bitteren Ernst wir jetzt erst fühlen – denn noch ist die Schlacht nicht abgebrochen noch sind wir im Spiel [...] haben zusammen abzutreten, zusammen Rechenschaft zu geben. <sup>38</sup>

Mehr noch als aus diesem Entwurf selbst geht aus Hofmannsthals persönlichem Brief an Buber vom 8. Mai 1926 hervor, warum gerade er der Adressat des geplanten imaginären Briefes sein sollte. Buber gehört zu denjenigen, »deren Gegenwart, solange wir gleichzeitig Lebende sind, mich in vielen Augenblicken tröstet und

<sup>33</sup> *Hugo von Hofmannsthal*: Biographie, in: H.v.H. (wie Anm. 5), S. 93–98, hier S. 93.

<sup>34</sup> Ebd. S. 98.

<sup>35</sup> Brief Hugo von Hofmannsthals an Anton Kippenberg vom 27. April 1926, in: »Brief an einen Gleichaltrigen«. Varianten und Erläuterungen zu H.v.H., in: H.v.H. (wie Anm. 2), Band 31: Erfundene Gespräche und Briefe, hg. von Ellen Ritter, Frankfurt a.M. 1991, S. 513–519, hier S. 516.

<sup>36</sup> Ebd.

<sup>37</sup> *Hugo von Hofmannsthal*: Brief an einen Gleichaltrigen, in: H.v.H. (wie Anm. 35), S. 212–215.

<sup>38</sup> Ebd., S. 214 f.

ermutigt«, und »der geheime Gedanke, daß wir Gleichaltrigen in einem Verhältnis schöpferischer Verbundenheit stehen, wird sich mir zu tiefer Freude bekräftigen.«<sup>39</sup> In einer weiteren Notiz zum Briefplan, eingetragen in ein Dostojewski-Exemplar seiner Bibliothek, heißt es: »Schließlich stehen wir für die andern ein«<sup>40</sup> – Synchronizität als schöpferische Verbundenheit, aber auch als ethische Verantwortung. Wie sehr es sich indes bei diesen Erörterungen um ein nicht zuletzt politisches Phänomen handeln sollte, konnte Hofmannsthal Ende 1926 bestätigt finden, als er das erste Heft der von Martin Buber mitherausgegebenen Zeitschrift *Die Kreatur* erhielt. Darin las er nicht nur den Text von Florens Christian Rang über »Das Reich«, sondern offenbar auch Eugen Rosenstocks Beitrag »Lehrer oder Führer? Zur Polychronie des Menschen«,<sup>41</sup> aus dem er die Warnung vor dem »Führerwahn« sogar in die Notizen zur Münchner Rede aufnahm. Rosenstocks Entwurf geht von der Beobachtung aus, dass »das Leben der modernen Gesellschaft [...] eben durch und durch *politisiert*« werde. »Und alles politische Leben läßt sich ja unter die Kategorie der Führung pressen.«<sup>42</sup> Aber Rosenstock bietet keine eindimensionale Analyse, sondern stellt dem Führerprinzip ein Konkurrenzmodell gegenüber, das möglicherweise mit Kierkegaards Ungleichzeitigkeit in Verbindung steht: »Die Natur des Lehrers ist mehraltrig, die des Führers einaltrig; der Lehrer gehört immer mehreren Generationen an, aber keiner ganz. Der Führer gehört seiner Generation ganz an, aber keiner anderen.«<sup>43</sup>

Auch wenn es aus der Entstehungsgeschichte des *Turm*-Trauerspiels nicht mehr als Quelle belegbar ist, – vieles spricht dafür, dass darin die Figuren von Lehrer und Führer in Julian und Olivier einander gegenübergestellt sind, freilich ohne dass Hofmannsthal den Text von Rosenstock schon hätte kennen können. Hofmannsthal charakterisiert sein Drama als Zeitstück, ungeachtet der imaginären Datierung in ein Polen des 17. Jahrhunderts: »Der Dichter geht von den Gestalten aus: sie erscheinen ihm, aber zugleich in ihrer schicksalmäßigen Verknüpfung. Ihr Schicksal ist darin, daß sie miteinander da sind (das Mysterium der Kontemporaneität)«.<sup>44</sup>

<sup>39</sup> *Martin Buber*: Briefwechsel aus sieben Jahrzehnten, Band 2, hg. von Grete Schaeder, Heidelberg 1973, S. 255.

<sup>40</sup> Notiz Hugo von Hofmannsthals in seinem Handexemplar von »Der unbekannt Dostojewski«, hg. von René Fülöp-Miller und Friedrich Eckstein. Einzig autorisierte Ausgabe, München 1926, S. 542; zitiert nach *Hofmannsthal*: [Verzeichnis der Bibliothek], in: H.v.H. (wie Anm. 2), Band 40: Bibliothek, hg. von Ellen Ritter † u.a., Frankfurt a.M. 2011, S. 1–732, hier S. 178.

<sup>41</sup> *Eugen Rosenstock*: Lehrer oder Führer? Zur Polychronie des Menschen, in: *Die Kreatur* 1 (1926/1927), H. 1, S. 52–68.

<sup>42</sup> Ebd., S. 52.

<sup>43</sup> Ebd., S. 55.

<sup>44</sup> Brief Hugo von Hofmannsthals an Fritz Setz aus dem Dezember 1925, in: [Zeugnisse zu »Der Turm«], in: H.v.H. (wie Anm. 2), Band XVI, I: Dramen 14, 1, hg. von Werner Bellmann, Frankfurt a.M. 1990, S. 475–504, hier S. 503.